

Glainach – Eine Kindheit auf dem Lande

VON WOLFGANG PETRITSCH

„Jeder bekommt seine Kindheit über den Kopf gestülpt wie einen Eimer. Später erst zeigt sich, was drin war. Aber ein ganzes Leben lang rinnt das an uns herunter, da mag einer die Kleider oder Kostüme wechseln wie er will.“

Heimito von Doderer

Als sie 1931 den seit vier Jahren verwitweten Johann Petritsch heiratete und nach Tratten in der Südkärntner Gemeinde Unterferlach übersiedelte, war Ursula Woschitz aus der Pestrce-Keusche in Niederdörfel bei St. Margarethen im Rosental schon viele Jahre als Magd beim Gastwirt und Fleischhauer Max Antonitsch in Ferlach beschäftigt gewesen. Ein Freund hatte den Enddreißiger auf die fleißige, mit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr ganz junge Frau aufmerksam gemacht. Das Einvernehmen mit ihrem Vater war bald hergestellt. Die Heirat war für sie, die insgesamt nicht mehr als einige Monate in die Schule gegangen war, da sie von Kind an auf dem Feld oder im Haushalt anderer hatte arbeiten müssen, wohl auch Befreiung aus der Fron eines endlosen Sechzehn-Stunden-Tages gewesen.

Mein Großvater war bei seiner zweiten Eheschließung schon ein erfahrener Büchsenmacher und fertigte in Heimarbeit die Schäfte für die im nahen Ferlach produzierten Jagdgewehre. Doch davon allein konnte man in jenen Jahren des wirtschaftlichen Niederganges auf dem Land nicht leben. Fünf Hektar Wiesen, Felder und Wald gehörten zum Ogrin – so der Vulgonaame –, der zwei Kühe, ein paar Schweine, Hühner und die Familie mit den beiden Söhnen aus der ersten Ehe ernährte. Ein Großonkel, der niemals geheiratet hatte, schlief hinter einem Bretterschlag auf dem Dachboden des aus einer großen Wohnküche und zwei Zimmern, einer Speis und einer Rauchkuchl bestehenden Hauses in Tratten

Nr. 4. Neben dem kellerlosen Haus, gleich beim Abort, stand ein von alten Zwetschkenbäumen umsäumter Schweinestall, etwas weiter weg der Heustadel mit einem kleinen Kuhstall. Dort befand sich auch der Vorratskeller, ein kleines, über wenige Stufen erreichbares Erdloch. Das Wasser entnahm man dem Dorfbrunnen; als ich sieben oder acht Jahre alt war, wurde ein eigener Brunnen geschlagen.

Meine Großmutter versorgte Haushalt und Haustiere, schien unentwegt mit dem Garling unterwegs, bestellte Erdäpfel- und Getreidefelder und den kleinen Gemüsegarten und sorgte sich jahrein, jahraus ums Wetter. War es zu lange sonnig, beklagte sie das Fehlen des Regens, regnete es einmal drei Tage ohne Unterbrechung, begann sie an der Gerechtigkeit Gottes zu zweifeln und bejammerte – „Marija divica, aj pa bo to“ – das generöse Nass des Niederschlages.

Viel früher hatten freilich noch mehr Menschen unter diesem Dach gelebt und gearbeitet. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg hatte mein Urgroßvater eine – für das kleine Straßendorf mit seinen kaum mehr als einem Dutzend Höfen und Keuschen, einer Greißlerei und zwei Gastwirtschaften – prosperierende Schuhmacherwerkstätte. Regelmäßig belieferte er den Klagenfurter Wochenmarkt mit handgefertigten Schuhen, Stiefeln und Zockeln. Ein bräunlich-vergilbtes Foto von der Jahrhundertwende erinnert an die „gute alte Zeit“: Vor dem Haus der Meister mit seinen vier Gesellen und Lehrlingen, daneben mein Großvater, der kleine Hansi. Auf dem Haus aber stand in Balkenlettern „Schumacher Petritsch“.

Deutsch musste es sein, wenn auch fehlerhaft, denn mein Urgroßvater bekannte sich zum „Deutschtum“, obwohl er, so wie seine Nachbarn, Freunde und Verwandten, im täglichen Umgang nur den slowenischen Rosentaler Dialekt – von manchen abfällig als „windisch“ bezeichnet – gesprochen hat.

Ging er zur Sonntagsmesse in die Glainacher Kirche, so stand er bei den wenigen „Deutschgesinnten“ – die Slowenen nannten

sie „nemčurji“ – rechts vor dem schmiedeeisernen Tor zum Friedhof, der die frühgotische Dorfkirche umgibt. Die slowenischen Männer aber – sie waren naturgemäß die große Mehrzahl – unterhielten sich auf der gegenüberliegenden Seite. Gleich nach dem „Ite ... missa est“ und noch ehe die ersten Kinder aus der Kirche stürmten, gingen sie freilich gewohnheitsmäßig gemeinsam in eines der beiden Glainacher Wirtshäuser, zum Sablatschan oder zum Antonitsch, auf ein Bier und ein Gulasch. Die Frauen aber beeilten sich über die Feldwege nach Hause zum Kochen.

Auf dem Wochenmarkt in Klagenfurt war meinem Urgroßvater wohl schon früh klar geworden, dass Geschäfte und Fortkommen viel besser in deutscher Sprache zu schaffen sind. Während einer solchen Marktfahrt, nach der üblichen Zeche beim Razaj in Maria Rain und dem Besuch bei einer Freundin, wie man munkelte, ist er auf dem Kutschbock einem Herzschlag erlegen. Sein Pferd hat den Toten nach Hause gebracht. Die Schusterei ging alsbald in den Wirren des Zusammenbruchs der Donaumonarchie und der im Südkärntner Gebiet ausbrechenden Grenzkämpfe zwischen den beiden neuen Staaten Österreich und SHS, dem späteren Jugoslawien, zugrunde.

Waren die dörflichen Betriebe und das Kleingewerbe nach und nach der rationellen Produktionsweise der Manufakturen und dem größeren Warenangebot der Kaufhäuser in den Städten zum Opfer gefallen, erlebte das Büchsenmacherhandwerk in Ferlach einen wohl auch kriegsbedingten Aufschwung. Anstatt den Beruf seines Vaters zu erlernen, wurde daher mein Großvater Büchsenmacher. So habe ich ihn erlebt, in der weitläufigen Küche mit der dunklen Holzdecke, an der am Südfenster gelegenen Werkbank, auf einem hohen Schemel vornübergebeugt sitzend oder auch vor dem Schraubstock stehend. Mit seinen Werkzeugen – Flacheisen und Reifmesser, Handsäge und Holzfeile – verpasste er dem Nussholz, vorzugsweise dem mindestens fünf Jahre getrockneten Wurzelholz, das traditionelle Fischhautmuster der Ferlacher Jagdgewehre. Vorab schon musste der befeuchtete Rohschaff mittels Spiritusbrenner,

den mein Großvater aus einer Schuhpastadose zu basteln pflegte, sorgfältig geglättet werden. War es ursprünglich Schellack, wurde der Schaff später im so genannten Ölschliff ausgefertigt. Der Duft der nussholzgebrannten Flüssigkeit aber verlieh dem Raum etwas Weihevollnes. So oder ganz ähnlich roch es sonst nur in der Kirche. Dazu rauchte er täglich einige „Dreier“, die ich für ihn stückweise im Gasthaus „Pri Hajnzete“ kaufen musste.

Mein Großvater hat mit mir darüber nie gesprochen: Das in der Weltwirtschaftskrise der Dreißigerjahre oftmals vergebliche Anstellen um ein Stück Arbeit in der Ferlacher Fabrik seines reichen Schwagers, das harte Los der Baraber und Tagelöhner, denen er sich in verzweifelten Augenblicken nahe wähnte – das alles hat ihn zutiefst verstört. Die wirtschaftliche Verelendung, die Ausichtslosigkeit jener dunklen Jahre, wohl auch der frühe und tragische Tod seiner geliebten ersten Frau hatten aus ihm einen verschlossenen und stets melancholischen Menschen gemacht.

Die Kirche mochte ihm und seinesgleichen ebenso wenig zu helfen wie die mit ihr verbündete Politik. So ging er zeit seines Lebens zwar zur Sonntagsmesse, weil es sich gehörte, und wählte sozialistisch, weil ihm die christlichsoziale Partei der Bauern und Fabriksbesitzer fremd blieb. Die Paradoxien des so genannten „Volkskumpfes“ – eine Konstante des Südkärntner Alltages – hatte er am eigenen Leib erfahren müssen, als er 1919 mit 26 Jahren von den südslawischen Besatzungstruppen zur Zwangsarbeit nach Semendrija nahe Belgrad verschleppt wurde, dem Donauhafen, der heute Smederevo heißt. Ein missliebiger Nachbar hatte ihn, der immer nur Slowenisch sprach und von der großen Politik nichts verstand, bei der südslawischen Besatzungsmacht denunziert. So formte sich aus dem tragischen persönlichen Schicksal, der politischen Gefangenschaft, die ihn an den Rand des Todes gebracht hatte, schließlich aus der beruflichen Erfahrung der ökonomischen Krise der Dreißigerjahre und der Tradition des Elternhauses das antipolitische Südkärntner Weltbild: tatsächlich Slowenisch reden, singen und fühlen, vorgeblich aber „deutsch-national“ und damit

gegen seine eigene Herkunft leben. Solcherart geprägt ist vielfach auch heute noch die Südkärntner Wirklichkeit.

Auch meinen Vater hat die ökonomische Deprivation seiner Familie fürs Leben geprägt. Bis zu seinem vierten Lebensjahr hatte er ausschließlich Slowenisch gesprochen. Seine selbstbewusste Mutter – das Foto auf dem Grabstein zeigt sie als Schönheit mit pechschwarz gewelltem Haar – war mit 34 Jahren an offener Tuberkulose gestorben. So ist er aufgewachsen im trostlosen Schatten der Weltwirtschaftskrise, die geradewegs zu Faschismus und Nationalsozialismus und zum großen Krieg führen sollte. Als Achtzehnjähriger wurde er zum Militär einberufen und auf den jugoslawischen Kriegsschauplatz versetzt. Welch eine Ironie: Sein Vater war nur wenige Jahre vorher als Gefangener nach Serbien verschleppt worden. Nun fand sich der Sohn als blutjunger Gefreiter der Nazi-Armee ebendort, in Bosnien, Montenegro und Dalmatien wieder – und konnte ebensowenig den „Sinn“ dieser verbrecherischen Politik verstehen ...

Wie schon sein Vater und sein älterer Bruder vor ihm hatte auch mein Vater das Büchsenmacherhandwerk erlernt. Bereits während seiner Schulzeit in der Fachhochschule für Handfeuerwaffen in Ferlach begann er in der Jagdwaffenfabrik Sodja als Akkordarbeiter zu werken. Dort, wo sein Vater nur das unbearbeitete Schaftholz abholen durfte, hatte er es in über vierzig Jahren bis zum Werkmeister gebracht, war stolz darauf, nie auf Urlaub oder gar krank gewesen zu sein. Er ist dort bis zu seiner Pensionierung im Mai 1984 geblieben.

Gerne hätte ihn sein Schwiegervater Maximilian Antonitsch als Landwirt gesehen. Der Hof in Glainach, in den mein Vater später einheiratete, war mit 33 Hektar der größte im Dorf, die eine Hälfte Wiesen und Felder, die andere Mischwald und ein wenig Erlenbestand in den Drau-Auen. Ein Dutzend Kühe, zwei Pferde, Muttersäue und eine größere Anzahl Schweine wurden von Knechten und Mägden versorgt. Dazu kam das Gasthaus, das meine Mutter seit ihrem siebzehnten Lebensjahr praktisch allein

zu führen hatte; denn mein Großvater musste sich in jungen Jahren krankheitshalber zurückziehen. Seine aus Ferlach stammende Frau war bereits Ende der Dreißigerjahre mit fünfundvierzig an einer Lungenentzündung gestorben.

Die Antonitsch, alteingesessene Ferlacher Fleischhauer und Gastwirte, hatten vor der Jahrhundertwende den heruntergewirtschafteten Hof in Glainach kurzerhand von einem Verwandten übernommen, der in kurzer Zeit mehr als die Hälfte des einstmals über 100 Hektar großen Anwesens beim Kartenspiel verloren hatte. So kam mein Großvater, der – wie sollte es anders sein – zum Büchsenmacher bestimmt war, kurz nach dem Ende des Ersten Weltkrieges als Land- und Gastwirt nach Glainach, um das für Südkärntner Verhältnisse immer noch beachtliche Anwesen zu übernehmen.

In diesem Dorf, abseits der Hauptstraße, in der fruchtbaren Ebene des unteren Rosentales zwischen der Drau und den waldreichen Vorbergen der Karawanken gelegen, bin ich in den Fünfzigerjahren aufgewachsen.

Der außerordentlich tiefe Steinkeller meines Elternhauses, die an romanische Profanbauten erinnernden Gewölbe des massiven Gebäudes stammen wohl aus dem Spätmittelalter. Angeblich gehörte der Hof vor vielen hundert Jahren dem Kloster Viktring, das ihn von der Grundherrschaft Hollenburg zur Erhaltung der nahen Draubrücke übertragen bekommen hatte. Als Wirtshauskind – die Küche war gleichzeitig Gastraum und Ort meiner Erziehung – wurden mir allerlei dubiose Geschichten über mein Elternhaus und insbesondere über den Keller erzählt, in den ich manchmal, wenn körperliche Züchtigung versagt hatte, gesperrt wurde. So sollen gefallene Nonnen ihre Kinder in der Einsamkeit des Glainacher Bauernhofes zur Welt gebracht haben; die Produkte der Sünde wurden anschließend getötet und im Keller verscharrt, wussten die Alten zu erzählen.

Als ich dort aufwuchs, war davon freilich nichts mehr zu bemerken. Im Keller wurden die Getränke gekühlt, Erdäpfel, Endi-

viensalat und anderes Wintergemüse gelagert. Das Sauerkraut stand in großen Tonnen bereit und mir machte das herbstliche Krautreten – Füße besonders sorgfältig gewaschen, weiße Socken angezogen – stets großes Vergnügen.

Als meine Eltern 1952 heirateten – der Sohn stand schließlich schon kurz vor dem Schuleintritt und sollte den Namen seines Vaters führen –, war die Landwirtschaft bereits verpachtet. Mit dem Pächter, einem Bauernsohn aus dem Zollfeld, kam auch der erste Traktor – ein 16 PS starker Steyr – nach Glainach. Die Modernisierung der Landwirtschaft löste in den Jahren meiner Kindheit nach und nach die schwere Handarbeit und das Pferdefuhrwerk ab. Aber noch immer wurde vorwiegend mit der Sense gemäht, das Heu mit der Gabel gewendet und auf den Wagen geladen und mittels Tram und Hanfseil festgezurr. Die Erdäpfel wurden noch lange mit der Hand gesetzt und im Herbst von den Frauen und Kindern des Dorfes geklaubt. Ehe die Runkelrüben geerntet wurden, gaben sie reichlich Grünzeug – Plotschen nannten wir es – für die Schweine. Deren Nahrung, fällt mir heute auf, schien damals überhaupt abwechslungsreicher gewesen zu sein, musste ich doch im Frühling jeden Abend „Rehrl“ stechen gehen. Der junge Löwenzahn wurde dann zwischen Kühen und Schweinen geteilt. Zudem durften die jungen Ferkel unter meiner Aufsicht – ich hatte meist einen schwarz gescheckten Freund darunter – den kleinen Obstgarten nahe der Kegelbahn mit ihren Rüsseln durchpflügen. Für den Hahn und seine Hennen war dies stets ein Signal zur Jagd auf Regenwürmer und Engerlinge. Das Getreide – Roggen und Weizen fürs Brot, Hafer für die Pferde – wurde erst seit den Sechzigerjahren von einem Mähdrescher geerntet. Bis dahin hatten wir Kinder beim Aufstellen der Getreidemandln geholfen, die mit Sense und Sichel geschnitten und mit Strohbindern kunstvoll gebunden worden waren. Ende August sahen die gleißend-gelben Felder unseres Dorfes wie bevölkert aus und boten guten Unterschlupf beim Versteckspiel.

So brachten die Jahre des wirtschaftlichen Aufschwunges – aus

Deutschland kam die Kunde von einem „Wirtschaftswunder“ – auch Glainach den zögerlichen Übergang vom traditionellen Ackerbau zur mechanisierten Landwirtschaft. Der Kunstdünger, von der landwirtschaftlichen Genossenschaft als „Wundermittel“ angepriesen, verhalf auch Kleinbetrieben zur jährlichen Rekordernte. Langsam und sehr bescheiden breitete sich im Dorf der kleine Wohlstand aus. Neben landwirtschaftlichen Geräten tauchten hie und da bereits Motorräder, später Mopeds, schließlich auch Autos auf. Mein Vater war bereits 1947 stolzer Besitzer einer 125er Puch. Zehn Jahre später kaufte unsere Familie mit kräftiger finanzieller Unterstützung des Großvaters das erste Auto im Dorf, einen Opel Rekord.

Traditionelle Lebens- und Arbeitsweisen existierten in den Fünfzigerjahren aber neben dem Neuen weiter.

Als Neunjähriger konnte ich auf unserem Hof noch in einem von der Landwirtschaftskammer veranstalteten Kurs das manuelle Melken erlernen. Erst Jahre später wurde in unserem Dorf die erste Melkmaschine aufgestellt. Da war aber bereits in den Hofbrunnen die elektrische Wasserpumpe installiert, die auf Knopfdruck die notwendige Menge Wasser in Stall und Haus leitete. Die häusliche Hygiene erlebte einen ungeahnten Aufschwung. Anfang der Sechzigerjahre wurde unser Haus mit einem Bad ausgestattet, dem ersten in Glainach. Für die gelegentlichen Sommerfrischler und die Familie wurde ein WC eingebaut, der Abort mit den Myriaden an fetten Fliegen und dem süßlichen Gestank menschlicher Exkrememente hatte ausgedient. Nur die Alten gingen gewohnheitsmäßig weiter „aufs Häusl“. Mit einem Mal war es aber auch vorbei mit dem stundenlangen Wasserleiern für den großen Wasserbottich im Kuhstall, mit dem beschwerlichen Wasserholen beim Brunnen. Der erst Ende der Sechzigerjahre erfolgte Anschluss an die Ferlacher Wasserleitung löste dann beträchtliche Unruhe im Dorf aus. Die alten Brunnen versandeten, das Wasser kostete plötzlich Geld und war angeblich nicht so gut wie das eigene.

Andere Errungenschaften der modernen Zivilisation wurden

mit offenen Armen aufgenommen. Meine Großmutter tauschte bereitwillig die alten Bauernruhen und Getreidekästen gegen buntes Plastikzeug. Die wuchtigen Holzkästen und Betten mit Rosshaarmatratzen wurden auf die Dachböden verbannt und durch Hartfaserplattenschränke und das bunte und verstellbare Sofa aus dem Möbelhaus ersetzt. In Stadt und Land überbot man einander bei der Modernisierung der Hausfassaden. Die kleinen Holzfenster und die mächtigen Holztore mussten so genannten Blumenfenstern und Alutüren weichen. Eternitplatten verdrängten Schindeldächer, Asphalt und Teer machten die Feldwege staubfrei. In monatelangen Erdbewegungen mit Caterpillar und Bagger wurde die Bundesstraße zwischen Otrouca und Unterglainach in eine Rennstrecke für die rapide zunehmende Zahl von Autos verwandelt. Das Antlitz des Dorfes wurde verwechselbar.

Das Bundesheer des gerade unabhängig gewordenen Staates errichtete auf der Glainacher Wiese und in den Wäldern der Rauth einen Schießplatz. Aus Ferlach kamen Jugendliche und benutzten die Wiesen als Übungsplatz für Segelflieger, die sie selbst gebaut hatten.

Noch immer aber spielten in unserem Gasthaus zu den beiden Glainacher Kirchtagen – dem „Krainen Sonntag“ im Frühjahr und dem „Michaeli“ im September – Musikanten aus Ferlach, Maria Rain oder Grafenstein. Statt der Pilger aus Neumarkt, dem heutigen Tržič in Slowenien, kamen die Zellaner, und es wurde getanzt, gekegelt und oft auch gerauft. Der Kirchenchor hielt immer noch seine Gesangsproben in unserem Extrazimmer ab; nach der Sonntagsmesse wurde im Gasthaus weitergesungen. Slowenische und deutsche Lieder wechselten einander ab, für die Gäste aus der Stadt waren alle Texte gleichermaßen unverständlich, auch der deutsche Dialekt ist bei uns im Dorf nicht das reinste Burgtheaterdeutsch. Die Melodien aber klangen alle gleich melancholisch; kein Wunder, ist doch der typische Dreiklang allen Liedern der steirisch-kärntnerisch-krainischen Region eigen.

Wenn er besonders gut aufgelegt war, intonierte unser Nachbar,

der Bauer und Weinhändler vulgo Huber, mit seinem beeindruckenden Bass „Večerni zvon“, ein russisches Volkslied, das uns aber ganz heimisch vorgekommen ist.

Die Gesangsproben wurden seltener, anstelle der heimischen Musikanten spielte in unserem Gasthaus immer öfter die Musikbox. Die „igre“ der slowenischen Laienschauspieler beim Cingel auf der Tratten, die Theaterabende reisender Schausteller – einmal kam sogar ein Zirkus mit einem Kampfbären in unser Dorf – wurden vom Fernsehen abgelöst. Es war ein Sonntagnachmittag, als ich bei Verwandten in Ferlach zum ersten Mal Lassie am Bildschirm sehen durfte. Wenige Jahre später stand auch in unserem Gastzimmer ein Fernsehapparat. Die ersten olympischen Winterspiele in Innsbruck wurden solcherart zum dörflichen Ereignis. Mehrere Glainacher Burschen entschlossen sich spontan zu einer Fahrt nach Tirol und wussten wenige Tage später von den enormen Bierpreisen in der Olympiastadt zu berichten.

Das Gasthaus, seit jeher Treffpunkt und Informationszentrale des Dorfes, hatte mit dem Fernseher eine neue Funktion dazugewonnen. Nun kam man nicht mehr nur, um zu telefonieren oder Zigaretten zu kaufen, jetzt konnte man bei uns auch das Neueste aus der Welt draußen erfahren. Die Männer und Burschen aber brachten bereits ihre Ehefrauen und Freundinnen mit in die Wirtsstube.

„Der Antonitsch“ in Glainach, nur noch die Alten verwendeten den Hofnamen Tone, war im Lauf der Fünfzigerjahre immer mehr zum Gasthaus geworden; unsere Landwirtschaft wurde Sommer um Sommer reduziert. Nachdem der Pächter mit den Knechten und Mägden 1958 unseren Hof verlassen hatte, wurden auch keine Pferde mehr eingestellt. Die Milch wurde fortan beim Nachbarn gekauft, die Felder und der Krautacker produzierten nur noch für den Gasthausgebrauch. Aus dem Kuhstall wurde ein Hühnerstall – das Backhendlzeitalter hatte begonnen –, im Schweinestall wurden die Ferkel mit dem reichlicher werdenden

Küchenabfall – der Koschpl – gemästet. Waren in den ersten Nachkriegsjahren im Gasthaus nur Bier und viel Korn und Obst ausgeschenkt worden – im Sommer tranken die Einheimischen bereits zum Frühstück den selbst angesetzten hochprozentigen Luschtokschnaps –, entdeckten Mitte der Fünfzigerjahre motorisierte Wochenendbesucher aus Klagenfurt die Bauernkost in Glainach. Schweinsbraten und Wienerschnitzel, Brat- oder Backhendl zu Mittag, belegte Brote oder harte Würste und Speck zur Jause. Frauen und Kinder bestellten mit Vorliebe die riesengroßen Nuss- und Schokoladentorten, die meine Mutter samstags zubereitete. Allmählich verdrängten „Fremde“ die Einheimischen vom Wirtshaustisch. Uns Kinder faszinierte insbesondere ein Mann, der mit wechselnden Begleiterinnen an den Wochenenden nach Glainach kam und an die Dorfkinder seltsame Figuren aus Plastik, Kaugummi und Schokolade verteilte. Als Mineralölhändler, so nannte man seine Tätigkeit, ging er einem Beruf nach, der uns sehr geheimnisvoll schien. Benzin war damals ein kostbares Gut, er aber schien darüber zu verfügen. So konnte er es sich auch leisten, am Rande unseres Dorfes einen „Bungalow“ mit Terrasse samt Terrazzoboden zu bauen. Erstmals seit Menschengedenken war Glainach gewachsen, es hatte nun zwanzig Häuser.

Als ich an einem Herbsttag meinen Großeltern in Tratten bei der Erdäpfelernte half, erfuhren wir vom Selbstmord dieses geheimnisumwitterten Mannes. Er hat dabei auch einen Arzt erschossen, der ihm, so stand es am nächsten Tag in der Zeitung, das Rauschgift verweigert hatte. Was ist das, „Rauschgift“, fragte ich mich damals und dachte an Rattenköder und Schnaps.

In den Sommern jener Jahre kamen erstmals sogar Touristen aus Wien und bezogen in dem „Fremdenzimmern“ der umliegenden Dörfer Quartier. Auf der Drau aber kamen Faltbootfahrer aus Deutschland und legten in Glainach an. Zum ersten Mal hörte ich von Ottakring und vom Ruhrgebiet. Für die Familie Ochs aus Wien wurde solcherart Glainach über fünfundzwanzig Jahre zur Sommerfrische. Herr Ochs, für die Dorfbewohner ist er immer

der Herr Ochs geblieben, war Heurigansänger gewesen und spielte in unserem Gasthaus manchmal Harmonika und sang Lieder dazu, die uns sehr fremd vorgekommen sind. Wien war weit. Tagsüber durchstreifte er mit seiner Gattin die nahen Wälder auf der Suche nach Schwammerln. Am Ende des Sommers kehrten sie dann mit getrockneten Steinpilzen im Plastiksackerl nach Wien zurück.

Auf unserem Hof wurden im Dezember und Jänner die übers Jahr gemästeten Schweine von einem Nachbarn, der sich auf die Fleischhauerei verstand, geschlachtet und unter Ausnutzung der tiefen Temperaturen sogleich verarbeitet. Die Sau wurde in einem Holztrog mit siedend heißem Wasser übergossen und unter Zuhilfenahme von Kolophonium und Eisenketten gehaart. Anschließend wurden die beiden Hälften auf einem Dreimast aufgehängt. Die dampfende Leber wurde noch am selben Abend mit viel Zwiebel und Fett zur Praza verarbeitet; Hirn und Rückenmark waren besondere Spezialitäten und einer bäuerlichen Tradition entsprechend den Söhnen vorbehalten. So gewöhnte ich mich schon in frühen Jahren an diese cholesterinreichen Köstlichkeiten. Aus dem Blut, das ich aus dem von starken Burschen niedergehaltenen und wild zuckenden Schwein unter gleichzeitigem heftigen Rühren einfangen musste, wurden Blutwürste gemacht. Die Harnblase verwandelte der Schlächter für uns Kinder in einen Luftballon. Aus Schädel, Beinen, Lunge, Milz wurden unter Beifügen von Rollgerste und ungesäuertem Brot Maischel zubereitet, die sodann auf unserem Tanzboden bei offenem Fenster tiefgefroren wurden. Sie bestimmten wochenlang den heimischen Speisezetteln: warmer Hadensterz und Malzkaffee für die Frauen, Maischel, Blutwurst und Sauerkraut für die Männer. Ich entschied mich meist für Sterz mit Grammerln und Milch zum Frühstück und Maischel zum Mittag- oder Abendessen.

Am Abend des Schlachttages zerteilten die Nachbarsfrauen die riesigen Speckschwarten, die sodann in wannenartigen Gefäßen auf dem Herd zerlassen wurden. Eine besondere Spezialität waren

die heißen Grammerln, die fetttriefend und brennheiß mit viel Salz und Schwarzbrot gegessen wurden.

Nach der sorgfältigen Reinigung der Gedärme in der nahen Drau ging man an die Herstellung der Würste. Was nicht alsbald als Bratwurst verzehrt wurde, fand seinen Weg, gemeinsam mit Speck und Schinken, in die mit Eichenholz und Wacholderwurzeln beheizte Selchkammer. Vorher musste das rohe Fleisch im mächtigen Holzbottich vier Wochen in der Sure liegen. Fichtenbretter und schwere Flussteine hielten die Teile in der Brühe aus Pökelsalz und Pfefferkörnern, Lorbeerblättern und Wacholderbeeren, Knoblauch, Schalotten und anderen Gewürzen. Der Schinken – er wog wohl immer so an die sieben, acht Kilo – wurde schließlich am Karsamstag in der Kirche gesegnet, danach auf geweihtem Feuer stundenlang gekocht, am Nachmittag vom Pfarrer gesegnet, um am darauffolgenden Tag mit viel Kren, Ei und Pohača an die Stammgäste und Nachbarn verteilt zu werden. Der Vorrat an harten Würsten und Speck reichte gewöhnlich noch bis zum Herbst.

Einmal in der Woche gab es frisches Schwarzbrot, das meine Mutter in mächtigen Laiben im Ofen, der gleichzeitig das Gastzimmer heizte, gebacken hatte. Das Brot, aber auch die Würste und der Speck schmeckten in jedem Haus unseres Dorfes anders; jede Familie hatte ihre speziellen Rezepturen und Zutaten. Ich mochte ganz besonders die Jause bei unserem Nachbarn Kramer. Die speckige Konsistenz des Brotes rührte vom Erdäpfelteig, den die Bäuerin dem Roggen- und Weizenmehl beigemengt hatte.

Die Jause meiner Mitschüler in der Volksschule bestand in der Regel aus großen Stücken Schwarzbrot mit Speck oder einer kräftigen Schicht Grammelschmalz – mazi, „Schmiere“ auf Slowenisch. Es war im September 1953, als ich in unsere Dorfschule eintrat, die erst seit einem Jahr zweiklassig war. In die erste Klasse gingen die Sechs- bis Zehnjährigen aus den umliegenden Dörfern Otrouca, Tratten, Unterglainach, Dörfl, Seidolach, Laak und eben Glainach.

In die zweite Klasse gingen die Elf- bis Vierzehnjährigen. Hauptschule oder gar Gymnasium waren weit weg in Ferlach und Klagenfurt. Nur Gisela, die später als erste Frau den Männergesangsverein Alpenrose in Ferlach leiten sollte, besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Klagenfurt, wo sie bei einer Tante wohnen konnte. Ein Universitätsstudium schien völlig unvorstellbar. Wie es in der vielhundertjährigen Dorfgeschichte der außerordentlich begabte Keuschlersohn Franz Wieser in den Dreißigerjahren geschafft hatte, ins Gymnasium zu gelangen und später sogar Medizin zu studieren – er brachte es in Klagenfurt zum Chef der HNO-Abteilung –, schien uns rätselhaft. „Der Primarius“ war in meinen Kindheitstagen so etwas wie ein Außerirdischer im Glainacher Kosmos, der Medizinmann der Gemeinde. Mit seiner schönen Frau aus gutbürgerlicher Klagenfurter Familie und den politischen Verbindungen „bis zum Landeshauptmann“, der in der Tat und zum allgemeinen Staunen der Glainacher einige Male ins Dorf gekommen war, repräsentierte er für uns das Unerreichbare.

Meine Eltern teilten die damals auf dem Land verbreitete Meinung, dass es schlecht sei, wenn ihr Sohn bereits vor Schuleintritt lesen und schreiben lernte. Daher wurden meine Versuche, die *Volkszeitung* – einmal die Woche kamen auch der *Kärntner Bauer* und das *Kirchenblatt* – schon vor dem Schuleintritt zu enträtseln, wegen der angeblich schädlichen Wirkung zu früher Lesekenntnis unterbunden. Auch später wurde allzu exzessiver Leseeifer unter Hinweis auf die teure Elektrizität einfach abgedreht.

Mich aber faszinierten Abenteuer Geschichten, wie ich sie damals nur in den so genannten Schundheftln finden konnte. Wir Kinder lasen und tauschten *Rolf Toring* und *Jörn Farrow* und waren gefesselt von den Geschichten, die den Zweiten Weltkrieg in die Gegenwart verlängerten. Die Stadtkinder brachten bereits Comics wie *Micky Maus* ins Dorf; *Akim* und *Tarzan* informierten uns über den phantasierten Dschungel anderswo.

In der Schule aber sollten wir vom wirklichen Leben erfahren. Der Pfarrer erklärte uns Gott und die Welt anhand des Lebens

Jesu. Zwischendurch gab es Schläge mit dem Lineal oder Ohrfeigen, aber die kannten wir schon von zuhause. Der Lehrer war für das ABC und das kleine Einmaleins zuständig; beide bemühten sich redlich, aus uns gute Arbeiter, Bauern und Staatsbürger zu machen.

Als ich in den Fünfzigerjahren zur Volksschule ging, wurde in unserem Dorf hauptsächlich Slowenisch gesprochen. Mit meinen Eltern unterhielt ich mich auf Deutsch, mit meiner Großmutter auf Slowenisch. So bin ich in beiden Sprachen aufgewachsen. Überhaupt sprachen die Älteren nur Slowenisch, wir Jungen aber wechselten mit Leichtigkeit zwischen den beiden Dialekten. Hingegen wurden uns in der Schule die beiden Hochsprachen beigebracht. Unser slowenischer Dialekt mit seinem reichen bäuerlichen Wortschatz wurde nunmehr durch die slowenische Schriftsprache ergänzt. Zu den Begriffen des täglichen Lebens kamen Vokabeln, die meine Eltern nicht kannten. Dass „Beistrich“ im Slowenischen „vejica“ heißt, amüsierte meine Mutter, die dabei an den „kleinen Ast“ denken musste. Meine Großmutter aber verwendet auch heute noch die subtile Unterscheidung zwischen „kleinem Hund“ und „großem Hund“, indem sie „uzi“ oder „pes“ sagt. Und das „faule Ei“ heißt in unserer slowenischen Dorfsprache ganz einfach „uopuc“.

Sprache beschreibt aber auch den Wandel der Autoritätsverhältnisse in unserem Dorf.

Während ich meine Großmutter – slowenisch und deutsch – duze, differenziert mein Vater noch immer zwischen dem formellen slowenischen „Vi“ und dem familiären deutschen „Du“.

Dieser sprachliche Reichtum unseres Dialektes wird allenthalben noch immer als Defekt empfunden. Für meine Großmutter, die ihr nunmehr fünfundneunzigjähriges Leben lang nur Slowenisch gesprochen hat und für die jeder deutsche Satz eine körperliche Anstrengung bedeutet, ist ihr eigenes Idiom auch heute noch eine „hrda špraha“.

Diese angeblich „schieche Sprache“ aber hatte ihrem Sohn bei

Kriegsende das Leben gerettet. Auf der Flucht, weg von der zusammengebrochenen Balkanfront, war er irgendwo in der Nähe von Völkermarkt mit einer kleinen Gruppe unversehens einer schwer bewaffneten Partisanin gegenübergestanden, die ihn – auf Serbisch – anherrschte, wohin sie den wollen. „Idemo domu“ – „Wir gehen nach Hause“ – war die spontane Antwort meines Vaters. Der verstörte Haufen konnte ohne weiteres den Heimweg fortsetzen. Er hatte sich in den Kriegsjahren ohne Schwierigkeiten die dem Slowenischen verwandten Sprachen der Kroaten, Serben, Montenegriner und Bosnier angeeignet.

Auch in Glainach ist der Wandel von der Dorfgesellschaft zur beliebigen Entfremdung vom eigenen Leben scheinbar ganz natürlich passiert. Die über Jahrhunderte gewachsene bäuerliche Kultur – niemals einfach, selten romantisch –, die eigene Sprache, die die Dinge des täglichen Gebrauchs präzise benennt (und dennoch zweisprachig ist), die karge Architektur der Behausungen, Scheunen, Schweineställe und Bienenhäuser, die Obst- und Hausgärten meiner Kindheit – dieses Leben auf dem Dorf ist wohl endgültig und irgendwie ohne Bedauern verschwunden.

Mit sechs Jahren sah für mich die Glainacher Welt freilich noch anders aus. Mein Schulweg war sehr kurz, er führte nur wenige Schritte am Hausgarten vorbei ins Klassenzimmer. Für die meisten meiner Mitschüler war der Anmarsch länger. Dennoch musste auch ich täglich früh aufstehen, um rechtzeitig zum Ministrieren in der Kirche zu sein. Besonders hart war es im Dezember, wenn die Rorate-Messen bereits um sechs Uhr Früh begannen und Finsternis und klirrende Kälte nur die Gläubigsten aus den Häusern lockten. Dafür gab es zwanzig Schilling im Monat. Vor der Auszahlung im Pfarrhof überprüfte unser Pfarrer, ein würdiger, aber äußerst schwerhöriger Greis, die Kenntnisse der lateinischen und slowenischen Liturgietexte. Ich beherrschte ohne viel Verständnis das „Confiteor“; das „Oče naš“ schien mir mit der Bitte ums tägliche Brot lebensnaher. Meine weniger kenntnisreichen Freunde bezogen pro „Hänger“ empfindliche finanzielle Ab-

schläge, die vom Pfarrer penibel festgelegt wurden und das Honorar nicht selten auf die Hälfte zusammenschrumpfen ließen. Der Höhepunkt meiner Ministrantenzeit war zweifellos die in unserer Pfarre nur alle heiligen Zeiten stattfindende Firmung. Ich durfte die Mitra des Bischofs Köstner tragen, eine ziemlich einmalige Auszeichnung für einen Glainacher Buben. Dafür gab es dann aber auch extra Geld. Genauso wie bei Taufen, Begräbnissen und Hochzeiten, die bei uns Ministranten immer sehr begehrt waren, brachten sie doch eine nicht unbeträchtliche Aufstockung des Taschengeldes. Das Austragen des heiligen Feuers am Morgen des Ostersamstags, das „Schappen“ am 28. Dezember, dem „Tag der unschuldigen Kinder“, boten weitere Verdienstmöglichkeiten für die Dorfkinder. Nur einmal bin ich an so einem kalten Dezembertag bis in die Ferlacher Werkstätte meines Vaters vorgedrungen. Mir brachte diese „Grenzüberschreitung“ von seinen amüsierten Arbeitskollegen viel Geld, von ihm aber das strikte Verbot, dies jemals wieder zu wagen.

Die meisten meiner Mitschüler stammten aus Bauern- und Keuschlerfamilien, wenige wurden später tatsächlich Landwirte. Der Bauernhof als Nebenerwerbsbetrieb wurde in den „langen Fünfzigerjahren“ zur raschen Tatsache. Schließlich lockte der Bau, denn Maurer konnten viel mehr verdienen als Bauern. Die KES-TAG in Ferlach, der einzige verstaatlichte Betrieb im südlichen Kärnten, bedeutete für viele Burschen sichere Arbeit in der prosperierenden eisenverarbeitenden Industrie. Auch das traditionelle Büchsenmacherhandwerk bot immer noch gute, wenngleich schlechter bezahlte Arbeitsplätze. Die Mädchen wollten ihr eigenes Geld verdienen und gingen „in Saison“ an den Wörthersee, nach Tirol oder gar bis in die Schweiz.

Aber nicht nur die Bauernkinder suchten ihren Gelderwerb außerhalb des Dorfes oder als Gastarbeiter im Ausland. Auch die Glainacher Mägde und Knechte wanderten in andere Berufe ab. Das galt im Besonderen für jene Burschen, die während oder kurz nach dem Krieg als Zwangsarbeiter oder Flüchtlinge bei den

Glainacher Bauern Unterschlupf und Kost gefunden hatten. Aus Jugoslawien und Polen, sogar aus der Ukraine wurden sie nach Glainach verschlagen, das vordem über Jahrhunderte hinweg keine Fremden beherbergt hatte. Die letzten waren wohl die Türken gewesen, die im 15. Jahrhundert das Rosental verwüstet hatten. Denkbar auch, dass den Officiers der Napoleonischen Armee das Rosental gut gefallen hat. Nur so viel aber scheint sicher: Keiner ist lang geblieben.

Selbst die Soldaten des gerade erst entstandenen südslawischen Vielvölkerstaates, der die Nordgrenze bis an die Drau vorschieben wollte – immerhin lebte nördlich der Karawanken eine vorwiegend Slowenisch sprechende Bevölkerung –, kamen 1919 nicht bis Glainach. Mit einem einzigen Maschinengewehr, aufgestellt vor unserem Haus, das damals die Landwehr beherbergt hatte, konnte man die Eindringlinge zum Rückzug zwingen, wurde erzählt.

Erst Hitler gelang, was so offensichtlich weder den Osmanen noch den Franzosen oder gar den Serben gelungen war. Nestor und Roman kamen aus Polen, Viktor war Russe, eigentlich stammte er aus der Ukraine. Adolf war 1945 aus Jugoslawien geflüchtet und wurde von meinem Großvater als Knecht eingestellt.

Und da waren die Rasinger. Die Familie – der Vater war bald gestorben, die Mutter musste ihre beiden Söhne allein aufziehen – kam aus Raibl in Italien und hatte für Großdeutschland optiert. „Zur Stärkung des Deutschtums im Süden des Reiches“ wurden die Kanaltaler in der gerade frei gewordenen Keusche der vertriebenen Familie Magedin einquartiert. Mitte April 1942 war nämlich auf Befehl des Dritten Reiches und unter tatkräftiger Hilfe lokaler Nazi-Größen die „ethnische Säuberung“ Südkärntens – welch aktuelles Wort – in die schreckliche Tat umgesetzt worden. Gemeinsam mit anderen Familien sollten auch unsere Nachbarn vulgo Huber und Kramer „ausgesiedelt“ – vertrieben – werden. Die beiden Höfe wurden in letzter Sekunde von der Liste gestrichen. Statt ihnen mussten zwei Keuschler aus Unterglainach und Seidolach den Weg ins Lager irgendwo im „Altreich“ antreten.

Der Seidolacher Besitz der Familie Schaschl blieb bis zum Kriegsende leer. (Viel später sollte meine Schwester den Enkel des Opfers heiraten.) Während fünf Familienmitglieder der Magedin aus Unterglainach „zur Eindeutschung“ von ihrer Keusche vertrieben wurden, hatte dasselbe Regime den unehelichen Sohn als Offizier des Deutschen Reiches mit dem „Eisernen Kreuz“ ausgezeichnet. Wenig später ist er am Balkan gefallen. Seine vertriebene Familie kehrte nach Kriegsende in ihr Heim zurück; die Optanten mussten wieder umziehen und konnten kurzzeitig beim Nachbarn unterkommen. Später fanden sie in Unterloibl, dann im Betonviertel in Ferlach eine Werkswohnung; schließlich baute man in Dollich ein bescheidenes Eigenheim. Die Rückkehr ins Kanaltal war ausgeschlossen.

Unerwünscht im nunmehr demokratischen Italien hat diese Familie als zweifach Betrogene einer menschenverachtenden Ideologie in Ferlach eine zweite Heimat gefunden.

Diese dünnen Fakten über die Vertreibung unserer Nachbarn vermochte ich freilich erst nach und nach und manchmal nur auf insistierendes Fragen herauszufinden. Denn auch in Glainach ging man nach dem Krieg alsbald zur Tagesordnung, genannt Wiederaufbau, über. Nazi und Slowene, Ortsbauernführer und Vertriebener, Soldat und Partisan lebten wieder Tür an Tür, scheinbar wie früher. Über das am Nachbarn begangene Verbrechen, das man geduldet oder sogar ermöglicht hatte, wurde nur sehr kryptisch gesprochen. Da erzählte man am Wirtshautisch bei uns in der Küche schon bereitwilliger über die Kriegsabenteuer in Narvik oder am Balkan. Und beklagte, zumeist im slowenischen Dialekt – wenn schon Heimat –, die Verbrechen der Partisanen, spekulierte über die Verschleppung und schreckliche Ermordung des Ferlacher Nazi-Bürgermeisters, eines entfernten Verwandten unserer Familie. Das nahe KZ am Loibl schien sofort und völlig in Vergessenheit geraten zu sein. Über die tatsächlichen Ursachen von Krieg, Vertreibung und Vernichtung, über die politischen Zusammenhänge und persönlichen Verstrickungen, über

den schieren Zusammenbruch des menschlichen Anstandes aber, der diese ungeheuerliche Tragödie erst zugelassen hatte, herrscht auch heute noch hauptsächlich Schweigen, Verdrängung oder einseitige Schuldzuweisung.

Dies alles war mir selbstverständlich nicht bewusst, als mich jene Witwe aus dem Kanaltal, die ich Ena nannte, in meinen ersten Monaten und Jahren wie eine Mutter umsorgte. Während meine damals noch ledige Mutter praktisch allein den väterlichen Hof und das Gasthaus führen musste, bin ich bei der Italienerin aufgewachsen. Alles, was zuhause nicht zu haben war – Zeit, Zuhören –, habe ich von ihr, meinem Lebensmenschen, bekommen. Später, als ich schon älter und sie schon längst woanders war, habe ich sie immer wieder aufgesucht und sie in mein innerstes Vertrauen gezogen.

Nach vier Jahren Volksschule stand die Entscheidung über meinen weiteren Bildungsweg an und meine Eltern entschieden sich für die mit dem Postautobus leicht erreichbare Hauptschule in Ferlach. Mein Lehrer wollte zwar den „gscheiten Buam“ nach Klagenfurt ins Gymnasium schicken, doch niemals zuvor war jemand aus unserer Familie so weit weg in die Schule gegangen. Immerhin wurde es der A-Zug der Hauptschule. Das aber bedeutete früher aufstehen; das Ministrieren war nur noch am Wochenende möglich. Auch die tägliche Mithilfe im Gasthaus – Holz tragen für den großen Sparherd, das Versorgen der Schweine und Hühner, den Hof kehren – kam zu kurz. Dafür übernahm ich den Einkauf in den Ferlacher Kaufhäusern und das wöchentliche Tabakfassen. In den Sommerferien hieß es im Gasthaus bedienen. Das Jahr hatte seinen fest gefügten Arbeitsrhythmus: Im Frühling wurde in Wald und Au Holz gemacht, im Sommer bei der Heuernte geholfen – wenden, rechen, aufladen, auf dem Heuboden treten –, für die Schweine und die Kuh meiner Großmutter mussten das Gras gemäht und die Runkelplotschen gepflückt werden. Im September wurden die Erdäpfel und die Rüben eingebracht. Der Buchweizen – gemahlen und mit wenig Wasser vermengt war es der

tägliche Hadensterz – musste noch den Novembernebel erleben, ehe er geerntet wurde. An den länger werdenden Herbstabenden traf sich schließlich das Dorf zum „Türkenfedern“ auf den Tenenböden.

Das ganze Jahr über aber hieß es unzählige und oft lästige Besorgungen für den Gastbetrieb zu machen – so schien es mir jedenfalls. Denn diese Zeit fehlte mir beim Schifahren auf der Glainacher Wiese oder beim Fußball in Ceden, für meinen dalmatinischen Esel Ali, genauso wie beim Fischen in der Au oder beim Baden im Dörfler Teich.

Die endlosen Sommer meiner Glainacher Kindheit aber gehörten vor allem der Drau. Mit einer Luftmatratze oder einem alten LKW-Schlauch ausgerüstet stürzten wir Kinder uns kopfüber in die wildesten Stromschnellen des damals noch ungezähmten Flusses. Die eisigen Wassertemperaturen zwangen uns immer wieder zur Rast auf den glühendheißen Sandbänken, die wir hlinca nannten. Der Name meines Dorfes Glainach rührt daher. Später kaufte ich mir um wenig Geld ein altes Faltboot und befuhr mit meinen Freunden die damals noch kraftwerkfreie Drau zwischen Osttirol und der jugoslawischen Grenze. Auf dem Isonzo in Slowenien habe ich dann – das aber war schon viele Jahre später – den Kajak sport endgültig aufgegeben, nachdem ich in kurzer Zeit gleich zweimal gekentert war. Das in meiner Kindheit so selbstverständliche Gespür für die Tücken der Felsen und des Wassers hatte mich endgültig verlassen.

Die vier Hauptschuljahre waren rasch vergangen. Nun galt es die Berufsentscheidung zu treffen, und ich wusste nicht, was ich wirklich wollte. Mein Vater war gegen die Büchsenmacherlehre, er plädierte für die KESTAG: Werkzeugmacher werden immer gebraucht, dazu ein sicherer Arbeitgeber – der Staat eben –, was wollte man mehr? Da könnte ich nebenbei ohne weiteres noch das elterliche Gasthaus übernehmen; wenn man nur eine fleißige Frau, wie er eine hatte, heiratet. Ich trat zur Aufnahmeprüfung für Lehrlinge des eisenverarbeitenden Betriebes in Ferlach an, bestand

– und ging dann doch in die Lehrerbildungsanstalt nach Klagenfurt.

Als meine Mutter wenige Tage vor Schulbeginn im Kaufhaus Herbst in Klagenfurt für mich einen dunklen Anzug samt Krawatte zum Binden und einen olivgrünen Nylonmantel auswählte, spürte ich, dass sich in meinem Leben irgendetwas unwiederbringlich geändert hatte. Ich kam mir auf einmal ziemlich erwachsen vor ...